

Das Waldviertel

Blätter für Heimat- und Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels.

In Verbindung mit dem Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien / Öffentliches Organ des Stadt-Museums Drosendorf, der Krahulek-Gesellschaft Eggenburg, der Heimatmuseen in Gmünd, Horn, Krems, Langenlois, Raabs an der Thaya, Spitz a. d. Donau, Waidhofen a. d. Thaya und des Museums der Stadt Zwettl.

Erscheint sechswöchentlich. Erscheinungstage: 15. Jänner, 1. März, 15. April, 1. Juni, 15. Juli, 1. September, 15. Oktober, 1. Dezember l. J.

Schriftleitung, Verwaltung und Anzeigenannahme: Waidhofen an der Thaya, Kirchenplatz, Niederösterreich.

Jahresbezugspreis 1932: Für Oesterreich ganzjährig S 3.50, halbjährig S 2.— (Einzelheft 50 g), im Auslandsversand um S 1.— für Portospesen mehr.

Oesterreichisches Postsparkassenkonto D-6173.

5. Jahrg.

1. September 1932

Folge 6

Inhalt:

Die Geschichte der Glasindustrie im Waldviertel. Von Adolf Bürgn, Oberlehrer in Schwarzenau. (Schluß.)

Das vergessene Kloster Schönbach. Von Alexandra Ankiewicz, Wien.

Zustände im Waldviertel während des Schwedenkrieges (1645). Von Dechant Alois Plesser, Kleinpöchlarn.

Josef Wichner. Von Maria Lastufka, Hauptschullehrerin in Klosterneuburg.

Holzweise Nr. 40 bei Martinsberg. Von Hans Englbrechtsmüller, Langlebarn vor Tulln.

Die Riesenschlange in der Hiperklamm. Von Franz Kötter, Böggstall.

Vorgeschichten aus unserem Waldviertel.

Drosser-Wanderung. Von Karl Josef Kienast, Wien.

Bilder:

Theodor Weber, Glasraffinerie, Angelbach.

Waidhof 1672.

Hinterglasmalerei.

Jüngstes Gericht. Waldviertler Glasbild.

Stengelglas aus 1676.

Kloster Schönbach.

Für die leihweise Ueberlassung der Klischees ist der Verlag zu besonderem Danke verpflichtet:

Niederösterreichische Landesamtsdirektion; Preßvereinsdruckerei St. Pölten; Stephan Biedermann, Pfarrer in Raasdorf; D. Neugebauer, Buchdruckerei, Zwettl; Theodor Weber, Glaschleiferei, Angelbach.

Für Beiträge, die ohne Vorbehalt eingesandt wurden, ist redaktionelle Aenderung vorbehalten. Unverlangt einlangende Manuskripte müssen, wenn hierfür Honorar verlangt wird, mit entsprechendem Hinweis versehen sein. Rücksendung erfolgt nur bei Rückporto. Beiträge, die auch in anderen Zeitungen erscheinen, werden nicht honoriert und müssen den Vermerk „frei“ tragen. Genaue Anschriften, deutlich schreiben!

Heimat- und volkscundliche Beiträge über unsere Waldviertler Heimat sind sehr erwünscht, desgleichen solche über das Wirtschaftsleben und die kulturellen Bestrebungen des Waldviertels, und ergeht an alle Heimatgenossen, die sich in dieser Richtung betätigen, die Einladung zur Mitarbeit. Den Verschönerungs-, Museal-, Volksbildungsvereinen, Fremdenverkehrsverbänden, den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften der Bezirksschulbehörden und Gemeindeverwaltungen, den Heimatverbänden der Waldviertler in Wien, den Wirtschafts- und Kulturverbänden jeder Art wird für ihre Tätigkeitsberichte und Aufrufe an die Öffentlichkeit Raum gewährt. Es wird gebeten, sich mit der Schriftleitung ins Einvernehmen zu setzen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Hans Haberl jun., Waidhofen an der Thaya. — Druck: „Albrecht Dürer“, Wien, VII., Bandgasse 28.

Misson-Gedenkjahr 1933.

Der Dichter des Manhartsberges. In einigen Wochen begehen wir den 130. Geburtstag des begnadeten „Raz“-Dichters Josef Misson aus Mählsbach. Das geflügelte Wort Richard Wagners gilt unvermindert auch für den heimatseligen Klaristenprofessor, Waldviertler, erinnert euch dieses vergessenen Landsmannes, ehrt euren deutschen Meister! Keine Waldviertler Schule ohne eine innige, schlichte Misson-Feier! Ein Misson-Bildchen zum Andenken in die Hand der Waldviertler Schuljugend, die „Raz“-Dichtung als Heimatgeschenk jedem schulmündigen Waldviertler Kind! Die Gemeinde Mählsbach muß vorbildlich vorangehen. Durch die Lüste muß es mahnend rauen: „Waldmark, gedenke deines großen Sohnes!“

Der Schreiber dieser Zeilen will ein umfassendes Misson-Buch herausgeben. Vieles birgt seine Misson-Sammlung. Doch so manches wird noch dieser oder jener Freund unserer lieben Heimatzeitschrift wissen oder vielleicht ein Erinnerungsgut an Misson behüten. Von all dem aber möchte der Misson-Forscher erfahren, und darum bittet er alle lieblichen Waldviertlerinnen und alle freundlichen Waldviertler, ihm ehestens davon Mitteilung zu machen. Sämtliche Mitteilungen sind an Karl Josef Kienast, Wien, 9. Bezirk, Postamt 72, Fach 33, zu richten. Hier kann auch Auskunft in Misson-Angelegenheiten angefordert werden.

Mitteilungen an die Leser:

Welcher Waldviertler kann einem armen Wiener Landsmann größerer Statur Herrenkleidungsstücke geben? Es wird freundlichst um solche gebeten. Mitteilungen an den Verlag erwünscht.

Wer kennt alte Waldviertler Weihnachtslieder, wie sie ehemals gebräuchlich waren oder noch sind? Mitteilung von Text und Weise an den Verlag erbeten.

3 Bitten!

1 + 1 = 2. Die Bezieher werden gebeten, die Zeitschrift durch eifrige Weiterempfehlung verbreiten zu helfen. Wenn jeder Bezieher im Jahr nur einen einzigen Bezieher wirbt, und das ginge bei einigem guten Willen leicht, so könnten wir die Bezieherzahl verdoppeln und die Zeitschrift schöner ausstatten, die 24 Inhaltsseiten um acht auf 32 vermehren, mehr Bilder und Kunstbeilagen geben und schließlich die Zeitschrift, statt wie jetzt achtmal jährlich, zwölfmal erscheinen lassen. Jeder Bezieher arbeitet daher für sich selbst, wenn er die kleine Mühe nicht scheut und einen Bezieher wirbt.

Das Waldviertel im Bild. Unter diesem Titel will sich der Verlag eine große Sammelbildermappe des Waldviertels zusammenstellen. Alle Orte in ihren schönsten Gesamt- und Teilaufnahmen, alle Burgen, Schlösser, Ruinen, Mäuer, Stifte und Kirchen und alle landschaftlichen Schönheiten unserer Heimat sollen in dieser Sammlung vertreten sein. Es ergeht daher an alle Bezieher die Bitte, dem Verlag Ansichtskarten von ihrer engeren Ortsheimat zu senden. Die Vorderseite der Karte soll möglichst unbeschrieben bleiben. Bitte, schenke keiner von den Beziehern die kleine Ausgabe und sende jeder wenigstens eine Karte. Dazu wird bemerkt, daß Ansichtskarten, die keinen anderen Text als den Namen und die Anschrift des Absenders tragen, nur mit einer 3-Groschen-Marke (nicht 10-Groschen-Marke!) zu frankieren sind!

Heimatbücher. Der Verlag ist daran, sich für den Gebrauch seiner Mitarbeiter und der Schriftleitung eine möglichst vollständige Sammlung aller auf das Waldviertel bezughabenden heimat- und volkskundlichen Werke und Schriften usw. anzulegen und bittet, da ihm die Eigenbeschaffung geldlich nicht möglich ist, um entsprechende Buchspenden. Allgemein heimatkundliches und einschlägiges historisches Schrifttum ist gleichermaßen erbeten. Allen verständnisvollen und hochherzigen Spendern entbietet der Verlag schon jetzt den herzlichsten Heimatdank!

Bücher- und Zeitschriftenecke.

Gnefow-Blume, Rudolf: Dürnstein, die Malerstadt an der Donau. Mit acht Bildtafeln und 20 Originalholzschnitten (Einband handkoloriert) von Rose Reinhold. Vierte ergänzte und erweiterte Auflage. Wien, Reinhold-Verlag 1932. 142 Seiten, Kleinstav, Halbleinen, RM 2.40, S 4.—. („Kleine historische Monographien“, Nr. 4.) — Dürnstein, die Malerstadt an der Donau, betitelt sich ein Kunst- und Geschichtsführer, den wir in kurzer Zeit, jetzt erweitert und bis 1932 fortgeführt, schon in vierter Auflage herausbringen können. Dies ist wohl der beste Beweis dafür, daß der Autor, der bekannte Kunsthistoriker Rudolf Gnefow-Blume, und die mit ihm Hand in Hand arbeitende geniale Graphikerin Rose Reinhold hier ein vorbildliches Werk geschaffen haben. Tatsächlich waren auch schon bei der Erstausgabe, die von der jetzigen textlich und an Ausstattung weit übertroffen wird, nur lobende Kritiken zu hören. So schrieb zum Beispiel damals Hofrat Dr. R. K. Donin unter anderem: „Alles in allem, in der Masse milderwertiger Neuererscheinungen auf dem Gebiete der Heimatführer eine überaus erfreuliche Ausnahme einer durchaus empfehlenswerten, für weitere Kreise berechneten Arbeit...“ Der Verlag hat sein Bestes getan, um das Werk zu einem Schmuckstück jeder Bibliothek zu machen. Der handliche Halbleinenband hat ein handkoloriertes Umschlagbild, 142 Textseiten, 20 Originalholzschnitte und acht vorzügliche Bildtafeln. Der Preis ist wohlfeil. Dürnstein, Österreichs schönstes Donaustädchen, ist hier repräsentiert. Ein Anhang mit praktischen Hinweisen macht das Buch überdies zu einem Reiseführer, ein anderer, von Prof. Dr. B. D. Ludwig, zu einer Fundgrube für Bibliothekswissenschaftler, ein dritter zu einer wertvollen Bibliographie der Wachau.

„Mein Garten“, illustriertes Familienblatt zur Pflege von Blume und Garten. Verlag Ed. Bauer, Wien, 18. Bez., Gersthofersstraße 14. Das Heft 7 bietet für den praktischen Gartenbauer und auch für den Blumenfreund so viel des Wissenswerten und Interessanten und auch in der Weiterbildung so viel an Schönerem, daß wir allen unseren Lesern nahelegen, Probehefte anzufordern vom Verlag „Mein Garten“, Wien, 18. Bez., Gersthofersstraße 14.



Das Waldviertel

5. Jahrg.

1. September 1932

Folge 6

Die Geschichte der Glasindustrie im Waldviertel.

Von Adolf Pü r g n, Oberlehrer in Schwarzenau.

(Fortsetzung und Schluß.)

Auch die Herrschaft Vitschau ließ sich die durch die Einführung der Glasindustrie gebotenen Vorteile nicht entgehen. Bereits im 15. Jahrhundert soll in der S a a ß bei Vitschau die Glasindustrie heimisch gewesen sein. Auf dem Gebiete des verödeten Dorfes Elweis bei Vitschau, dem heutigen Dorfe G r a m e t t e n, hatte der 1531 gestorbene Johann Maraksch auf Vitschau eine Glashütte gebaut und durch seinen Fleiß in Blüte gebracht. Später brannte sie ab, wurde an einen Schneider verkauft und aufgelöst. Um das Jahr 1800 wurde die Hütte in J o a c h i m s t h a l bei Vitschau gegründet. Die Pfarrmatriken von Vitschau melden 1699 von Glashütten. Auch hier, wie im Heidenreichsteinwalde, geht die Einzelsiedlung vielfach auf Glashütten-siedlung zurück. Nachforschungen in den Pfarrmatriken beweisen das.

Nach Schweidhardt bestand im Jahre 1690 eine uralte Glashütte in J o s e f s t h a l. Im Jahre 1819 gab Josef Graf von Seilern auf Vitschau die Erlaubnis, auf dem sogenannten Käshofe, einem Meierhofe der Herrschaft, eine Glasfabrik zu errichten, worauf die Häusergruppe ihm zu Ehren Josefsthal genannt wurde. Um 1840 erzeugte der Pächter Ignaz Stangl hier sehr schönes Kreiden- und Schleifglas; 1854 brachte der Ofen 8000 Schoß Schleif- und 8462 Schoß Hohl- und Kreidenglas hervor. 1875 wurde die Glashütte aufgelassen. Das Rohglas dieser Hütte wurde in H ö r m a n n s, das um 1840 eine Glasschleiferei mit 13 Werkstätten hatte, geschliffen. Der Name der Rote H ü t t e n h o f bei Josefsthal weist auch auf Glasindustrie hin, es ist wahrscheinlich, daß die Vorgängerin der Josefsthaler Hütte hier stand.

In S c h ö n a u bestand bis 1804 eine Glashütte und in der Rote G a l t h o f bei Schönau stand eine solche bis 1875 in Betrieb.

Große Bedeutung erlangte die Glasindustrie auch auf dem Besitze der Herrschaft Schrems. Bei

B r a n d ist schon 1725 die Kallmünzer'sche Hütte genannt. 1829 wurde die Glaserzeugung auf der Hütte in

N e u - L a n g e g g betrieben. Die bedeutendste aller dieser Hütten war in E u g e n i a. Sie erhielt ihren Namen nach Klara Eugenia Gräfin Hellmann, verheiratete Bartenstein, zu deren Lebzeiten 1829 die Glashütte errichtet wurde. Sie war ab 1858 in Pacht der Firma Stölzle, brannte 1885 ab und ging 1925 in den Besitz der Firma durch Kauf über. Sie ist seit 1930 stillgelegt. 1835 hatte die Fabrik zwei Ofen mit 16 Häfen, die heutige Anlage, die 1874 und 1885 auf

Regenerativfeuerung umgebaut wurde, weist zwei Sieberl-Hafenöfen, 24 Häfen, 11 Temper- und 10 Muffelöfen sowie eine Schleiferei mit 8 Werkstellen auf. Erzeugt wurden Apothekerartikel, Konservengläser, Milchflaschen, Lampenzylinder und Parfümerieflaschen. In dem alten Orte

Falkendorf bestand für kurze Zeit eine Glasfabrik, die aber wegen schlechten Geschäftsganges 1867 einging. 1840 wurde in Ludwigsthal eine Glashütte errichtet, die neue Siedlung erhielt vermutlich von Ludowika Freiin von Dsh, Besitzerin der Herrschaft Schrems, den Namen. 1854 betrug die Erzeugung 13.562 Schoß Tafel-, 8202 Schoß Hohl- und 3328 Schoß Schleifglas. In den Jahren 1668 bis 1874 war sie in Pacht der Firma Stölzle. 1875 wurde der Betrieb aufgelassen.



Theodor Weber, Glasraffinerie, Angelbach.

In dem Gebiete, das 1919 an die Tschechoslowakei abgetreten werden mußte, ist noch eine Glashütte in

Rudlitz zu erwähnen; sie hatte seit 1815 einen Ofen mit zehn Häfen.

Bevor noch die Betrachtung dieses Industriezweiges im nördlichen Teile des Waldviertels abgeschlossen wird, sei noch auf die Glasschleifereien in Privathänden hingewiesen. In

Fischbach und Angelbach wird die Schleiferei in zwei Häusern durch die Familie Weber betrieben. Theodor Weber in Angelbach befaßt sich mit der Erzeugung von Montagegläsern, schleift elektrische Beleuchtungskörper und stellt auch Ueberfanggläser her, die sich bei der Wiener Messe manche Kunde aus Jugoslawien, Italien, Polen und Südamerika erworben haben.

Die Glasschleiferei Johann Haumer in Lauterbach erfreut sich des besten Rufes und stellt aus Nagelberger Rohglas herrliche Blumenvasen, Flaschen, Service, Spiegel, Schreibzeuge und Briefbeschwerer her. Im 19. Jahrhundert bestanden auch Schleifereien in Weitra und Rottenschachen. Eine Spiegelschleiferei bestand um 1800 in Hoheneich; im 19. Jahrhundert erstanden hier noch einige Glasschleifereien, unter denen seit 1858 besonders die Richtersche zu erwähnen ist.

Gleichwie im nördlichen Waldviertel brachten die Vorräte an Heizmaterial und Riesand die Glaserzeugung auch in den südlichen Teil dieses Landesviertels.

Im Gföhler Walde, dem Waldlande zwischen den Flüssen Krems und Kamp, ist die Glasindustrie vom 15. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts erwiesen. Am 10. Februar 1447 siegelt Jan von Zewspitz auf Idolsberg am Kamp den Kaufvertrag über die „Klasmühle“, was auf eine Glasschleiferei hinweist. Unweit davon liegt der Glasberg. Die Gföhler Glashütten im Gebiete der Herrschaft Zaidhof waren selbst während des Dreißigjährigen Krieges in Betrieb. Pfarrer Biedermann entnimmt das aus den Matriken der Pfarre Meisling, wo 1628, 1629 und die folgenden Jahre Tauf- und Sterbefälle von Glasarbeitern verzeichnet sind. Wenn man bedenkt, wie nach dem Schwedenkriege gerade im Gföhler Walde die Glasindustrie so umfangreich einsetzt, so erklärt sich das nur dadurch, daß eben die frühere Industrie wegen der erhöhten Nachfrage mit vermehrten Arbeitskräften wieder aufgenommen wurde.



Zaidhof 1672, Radierung von G. M. Vischer aus 1672. Im Hintergrund vermerkt er die Glashütte des Gföhler Waldes. Siehe St. Biedermann, Die Glashütten im Gföhler Wald, Gföhl 1927.

Vischers Topographie vom Jahre 1672 zeichnet beim Zaidhose die Gföhler Glashütte im Walde ein, nach seiner Landkarte lag sie ungefähr in der Mitte der Straßen nach Krumau und St. Leonhard. Die Pfarrmatriken von Rastensfeld von 1659 an, wie das Totenbuch in Gföhl von 1695 an, bezeugen den großen Glashüttenbetrieb bis zirka 1790. Von zehn Sterbefällen auf einer Buchseite sind durchschnittlich zwei bis drei Glasmacher und fünf Holzhacker. 1676 wird Joh. Bauder von der Gföhler Glashütte im Rastensfelder Taufbuche genannt, 1712 Sigmund Haß, Hüttenschreiber in der Glashütte; 1695 starb Veit Partenhuber von der neuen Gföhler Glashütte, 96 Jahre alt, 1702 Simon Pober, Schürer auf der Glashütte im Mottingeramt. 1707 finden wir Glasschleifer auf der Gföhler Hütte, zu gleicher Zeit Matrikenfälle auf der Glashütte im Mottingeramt, 1715 stirbt Anna Leitner, Meierin auf der alten Glashütte im Eisengraberamt. Aus diesen Angaben geht hervor, daß mehrere Glashütten bestanden; aufgelassene, wie die zu Eisengraberamt, als Wirtschaftshöfe weiterverwendet wurden. Nach Abholzung des umliegenden Waldes wechselten eben die Hütten ihren Standort und wurden dort wieder aufgerichtet, wo Holz und Quarzsand vorfindlich waren. Der abgestockte Boden wurde teils als Hausgrund den Arbeitern überlassen, teils in neue Waldkultur genommen. Das erklärt die Einzelsiedlung (Hüttenfiedlung) im ganzen weiten Gföhler Walde. In den

drei Höfen im Mottingeramte, Pfarre Rastendorf, ist heute noch am Hause des Herrn Leopold Hagmann die Glocke aus der Zeit der Glashütte am Dachreiter vorhanden. Die nahe Ebner-Mühle am Dobrabache soll die Glaschleiferei gewesen sein, meldet die Ortslage. Amtsberichte im Schloßarchive Jaidhof enthalten Notizen über die Gföhler Glashütten aus 1670, 1672, 1714 und 1782. Die Kapuziner im Kloster Und bei Krems kauften 1670 aus der Gföhler Hütte Glasartikel um 30 Gulden, darunter 68 Trinkgläser um zusammen einen Gulden 20 Kreuzer. Im Schlosse Ottenstein am Kamp sind unter den vielen Gläsern und Glasformen des 16. bis 18. Jahrhunderts einheimische Erzeugnisse aus den Gföhler Hütten dabei; ein prächtiges Stengelglas aus 1676 zeigt uns das Wappen des Propstes Vogel von Eisgarn, der 1668 bis 1682 zugleich Pfarrer in Altpölla war. Die Kirche Großreinsprechts hat einen Glaskelch, der als Speisbecher verwendet wurde, als die Leute sogenannten Speiswein, Johannes-Wein, zu trinken bekamen, eine Sitte, die sich in manchen Kirchen bis 1784 erhalten hat.

Auch im Weinsberger Walde war man nicht müßig. Hier war es die Herrschaft **Ispertal** (Persenbeug—Iper—Korregg), indem bereits 1390 Herr von Hojos eine Glashütte in **Schöngrund** bei Martinsberg errichtete; eine andere Hütte soll 1599 beim heutigen Obteich gestanden und bis 1678 in Betrieb gewesen sein.

Die bedeutendste Hütte des Weinsberger Waldes war aber die der Herrschaft **Gutenbrunn** in Gutenbrunn. Bereits im Jahre 1724 bestand hier eine alte und eine neue Glashütte, die ihr Material aus „der weißen Wand“ über dem Klosterbache in Gmaining bezog. Um 1800 wurde wieder eine neue Hütte errichtet, die mit Torf geheizt wurde. Ihre Berühmtheit erlangte diese Glasfabrik durch geschickte Glaschneider und Schleifer, unter denen Gottstein hervorzuheben ist und besonders durch den Hüttenmeister **Josef Wildner**, dessen signierte Gläser heute zu den wertvollsten alten Gläsern zählen. Er trug auf die vergoldete oder versilberte Glaswand Porträts oder Heiligenbilder auf und überzog sie mit einer zweiten Glasschicht. In dieser sogenannten Zwischenvergoldungstechnik stellte er auch zierliche Trinkgläser her. Er starb am 11. Februar 1808, erst 44 Jahre alt.

1812 wurde die Fabrik auf Rechnung des kaiserlichen Besitzers betrieben, hatte acht Glashäfen, und war eine der ersten Fabriken Oesterreichs, die mit Torf geheizt wurden. Wöchentlich wurde fünfmal geschmolzen und jeder Hafen war für acht bis neun Schoß Glasware berechnet. Um 1820 wurden die im Glasofen verbliebenen Verbrennungsreste des Torfes bei der Herstellung des Glases verwertet; man dämpfte und rieb sie und mischte sie dem Flaschenglase bei, das dadurch eine grünlichgelbe Färbung erhielt. Auch mit gestoßener Kohle wurden die Torfreste vermengt und dem Flaschenglas beigelegt, das dann dunkelgrün wurde. Im Jahre 1854 pachtete Karl Wagner die ärarische Fabrik und erzeugte im Jahre 13.400 Schoß Tafel-, 7460 Schoß Hohl- und 280 Zentner Schleif- und Farbglass. Die Glasware wurde von Hausierern weithin verhandelt. Von 1888 bis 1897 war die Fabrik in Pacht der Firma Stölzle und wurde schließlich im Jahre 1905 eingestellt.

Ein zweiter, aber minder bedeutender Betrieb befand sich 1770 in **Saggraben**.

So wie die Herrschaft Groß-Pertholz durch Errichtung und Verlegung der Glashütten acht neue Ortschaften gründete, verursachte auch die Herrschaft **Arbesbach** durch Errichtung der Glashütte in

Ettlas die Urbarmachung eines großen Teiles des ausgedehnten Hörleinsforstes, und als diese 1640 einging durch die Hütte in

Dietrichsbach die Entstehung einer ansehnlichen Häusergruppe, die auch fortbestand, als 1797 die Fabrik wegen Holzmangel aufgelöst werden mußte. Diese Glashütte errichtete Freiherr von Dietrichstein auf Arbesbach vor 1640; sie hatte den Namen „Wachtelhütte“. Am 3. Februar 1769 wurde dem Glasmeister Tobias Schleicher vom Konsistorium die Lizenz erteilt, in seinem Oratorium die heilige Messe gültig anhören zu dürfen, mit dem Beisatze, daß auch dessen Dienstleute und die Arbeiter der Umgebung an dieser Lizenz Anteil haben. In dem Gesuche führte Schleicher an, daß die aus 100 Personen bestehende Arbeiterschaft von

Dietrichsbach wegen der Entfernung von mehr als zwei Wegstunden vom Pfarrorte Arbesbach die Messe nicht anhören könnten. Schleicher und seine Frau Franziska spendeten der Kirche in Alt-Melon die Turmuhr und Kirchengeräte, der Glasmeister Matthias Bauer von Dürnberg spendete den Kreuzweg. Die Glashütte erreichte 1730 ihre Blütezeit und ging 1797 ein. An ihre Stelle trat bis 1840 eine herrschaftliche Brauerei. Eine dritte Glashütte dieser Herrschaft errichtete Josef Hauser in Dürnberg bei Groß-Perthenschlag um 1750, zu der sein Sohn auch eine Kapelle baute, die 1781 die Meßlizenz erhielt.

Nun sind wir in unserer Betrachtung wieder gegen Norden vorgerückt und in das Gebiet der Herrschaft **Rappottenstein** gekommen. Durch den Zusammenhang mit dem Gute Groß-Pertholz ist es leicht erklärlich, daß auch hier sehr bald mit



Hinterglasmalerei.

der Glaserzeugung begonnen wurde. Tatsächlich nennt das Urbar von Rappottenstein bereits 1556 einen Ort *Glashütte* bei Traunstein, dessen Name auf Glasanfertigung hindeutet.

Bei Traunstein findet man die Rote *Hüttenhof*. Sie bestand vor 1777 und führt ihre Entstehung ebenfalls auf Glaserzeugung zurück. Seit 1860 ist hier eine Försterei der Herrschaft Rappottenstein. Auf Wunsch der Zentralkommission für Denkmalpflege hat 1915 Kooperator Biedermann von Rappottenstein eine eingehende Studie über die Hinterglasmalereibilder in der Rappottensteiner Gegend gemacht und über 200 solcher Bilder mit den unterschiedlichsten Darstellungen in Augenschein genommen. (Siehe auch St.-Hippolyt-Kalender 1917, St. Pölten, Preßvereinsdruckerei, mit fünf Abbildungen.)

Die Verbindung dieser Hütten mit jenen der Herrschaft Groß-Pertholz stellten Glashütten her, die bereits auf oberösterreichischem Boden lagen, der Vollständigkeit halber aber hier angeführt seien:

Saßlb r u n n. Hier lag die sogenannte Pumbhütte, ursprünglich auf österreichischem Boden; sie gehörte der Herrschaft Freistadt. In einem Berichte von 1629 wird hervorgehoben, daß Waczko von Pumb vor 40 Jahren unweit der „Schanz“ eine Wiese benützte, gegen einen Zins von zwei kleinen Groschen, die an das Grazer Rentamt zu zahlen waren. 1634 war ein gewisser Rebsch Glasmeister auf der Hütte; er verlegte diese auf böhmisches Gebiet und rechtfertigte dies damit, daß ihn die „Deutschen (Oesterreicher) nit haben wollen“. Als diese Hütte einging, hieß man das auf ihrem Grunde erstandene neue Haus „Zum Hüttenbauer“ und gehörte 1733 dem Simon Seuberl. Als andere Hütten auf Freistädter Gebiet werden die Glashütten

„a n d e r W o l f s g r u b e“ und jene „a m G u g u“ im sogenannten „alten Wald“ genannt. Auch in der Nähe von L i e b e n a u soll bereits im 15. Jahrhundert ein Glasofen bestanden haben. Sicher ist, daß hier ein solcher bis 1830 in Betrieb stand. In Oberösterreich sind die bäuerlichen Hinterglasmalereibilder allgemein als sogenannte Sandbilder bekannt und noch viel verbreitet.



Jüngstes Gericht, Waldviertler Glasbild.

Mögen meine Zeilen als ein bescheidener Beitrag zur Erforschung des Waldviertels freundliche Aufnahme finden und vor allem die Waldviertler selber überzeugen, daß sie stolz sein können auf die emsige Arbeit der Vorfahren. Wenn es mir weiter gelang, den Männern, die durch Tüchtigkeit und künstlerisches Schaffen mithalfen, daß der Name „Waldviertel“ auch im Auslande einen guten Klang hat, ein Denkmal zu setzen, dann werden auch jene bekehrt sein, die in unserem Landesviertel nur rückständiges Waldland erblicken wollen.

*

Benützte Literatur:

B a u e r - R o t t e r: Ortskunde von Arbesbach. — Steph. B i e d e r m a n n: Die Glashütten im Gföhler Wald. Gföhl 1927; Altpölla 1932. — Johann v. F r a s t: Topographie des Erzherzogtums Oesterreich: Das Dekanat Groß-Gerungs. — Firma Stölzle: Erwerbung der Werke und Art der Erzeugung. Gedenkbuch der Schule Neu-Nagelberg. Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatte, Band V, VIII, IX. — Rupert H a u e r: Heimatkunde des Bezirkes Gmünd. — Stephan von K e e f: Darstellung des Fabriks- und Gewerbewesens. — M. P l e s s e r und Wilhelm G r o ß: Heimatkunde des Bezirkes Pöggstall. — Dr. Ed. S t e p a n: Waldviertel, Band I, V, VI. — R e i l: Der Wanderer im Waldviertel.

Das vergessene Kloster Schönbach.

Von Alexandra A n f w i c z, Wien.

Eingesponnen in ein träumerisches Dämmerdasein liegt im Herzen des Waldviertels, am Kleinen Kamp, der bescheidene Markt Schönbach. Entsteigt man dem Autobus, der in den Sommermonaten einmal des Tages das stille Dörfchen berührt, hat man die Empfindung, weit, weitab vom Weltgetriebe zu sein und eine unermessliche Strecke zurückgelegt zu haben. Und doch sind es nur zweieinhalb Stunden Autofahrzeit, die uns von dem fremdenbevölkerten, an der Donau gelegenen Weißenkirchen trennen. In diesem reizenden, von den Malern mit Recht so bevorzugten Städtchen beginnt die schöne Fahrt ins Waldviertel. Langsam



Stengelglas aus 1676 mit dem Wappen des Propstes Ezechiel Vogel von Eisgarn, der 1668 bis 1682 zugleich Pfarrer von Altpölla war, wo er 1699 gestorben ist. Das Glas, eine Arbeit aus der Gföhler Glashütte, hat Joh. Ernst von Jamaigne, Vikar in Altpölla, seinem geistlichen Oheim gewidmet. (Siehe St. Biedermann, Die Glashütten im Gföhler Wald, Gföhl 1927.)

und vorsichtig entwindet sich der breite Wagen den engen, winkligen Gäßchen, fährt, immer ansteigend, an fruchtbeladenen Weingärten vorbei, die ausgezeichnete, von den hier stattfindenden Motorradrennen bekannte Seibererstraße entlang, die sich in endlosen Windungen zum Waldviertler Hochland emporschraubt. Hier, in 700 Meter Höhe, ändert sich das Landschaftsbild. Frei schweift der Blick über dichtbewaldete, wellige Bergrücken, Getreidefelder und Wiesen, „Heiden“ genannt, wo Viehherden, von „Haltern“ und Hunden bewacht, grasen. Von der weichen, fast südlich-milden Witterung des Donautales ist nichts mehr zu merken, scharfe Winde wehen hier oben und bringen würzige Düfte von blühenden Kleeefeldern und Nadelgehölz herüber. Häusergruppen und kleine Dörfer mit recht einfachen Gehöften kommen in Sicht, dann taucht der ansehnliche alte Markt Rottens

auf, der sich hübsch an einer Hügellehne aufbaut. Wir durchqueren Ottenschlag, dessen festes Schloß, wenn auch in anderer Gestalt, schon im 11. Jahrhundert bestand, und nähern uns, nachdem wir wunderschöne Waldstraßen durchrattert haben, dem hochgelegenen, von Granitblöcken umtürmten Traunstein. Wiesen und Felder sind hier übersät mit Urgestein, das sich oft zu ganz absonderlichen Gebilden übereinandergelagert hat. Immer einsamer wird die Gegend, nur ab und zu belebt eine einzelstehende Säge oder Mühle die Landschaft. Ganz unvermutet landen wir in Schönbach, das, von waldigen Hügelfetten umgeben, sich den Blicken bis zum letzten Augenblick entzieht, und ist erstaunt, in dem winzigen Ort eine so übergroße gotische Kirche vorzufinden. Nicht immer stand eben Schönbach abseits vom Lebensstrom. Schon im 14. Jahrhundert war die Kirche „Maria Rast“ mit dem Gnadenstandbild der Mutter Gottes ein beliebtes Wallfahrtsziel, zwei Jahrhunderte später brachte die Reformation und Gegenreformation der Pfarre schwere, stürmische Zeiten. Dagegen nahm das kirchliche Leben und mit ihm der Ort großen Aufschwung, als sich im 18. Jahrhundert der Hieronymitanerorden hier ansiedelte, für dessen Schicksal auch das Kaiserhaus Anteilnahme zeigte. Das war die Glanzzeit Schönbachs, da hat es bewegte und viele festliche Tage gesehen. Erst als Kaiser Josef in seinem Klosteraufhebungserlaß gewissen Orden die Aufnahme von Novizen untersagte und damit auch die Schönbacher Eremiten zum Aussterben verurteilte, verlor der Ort seine Anziehungskraft. Wie es gerade hier zur Klostergründung kam, will ich im folgenden mitteilen:

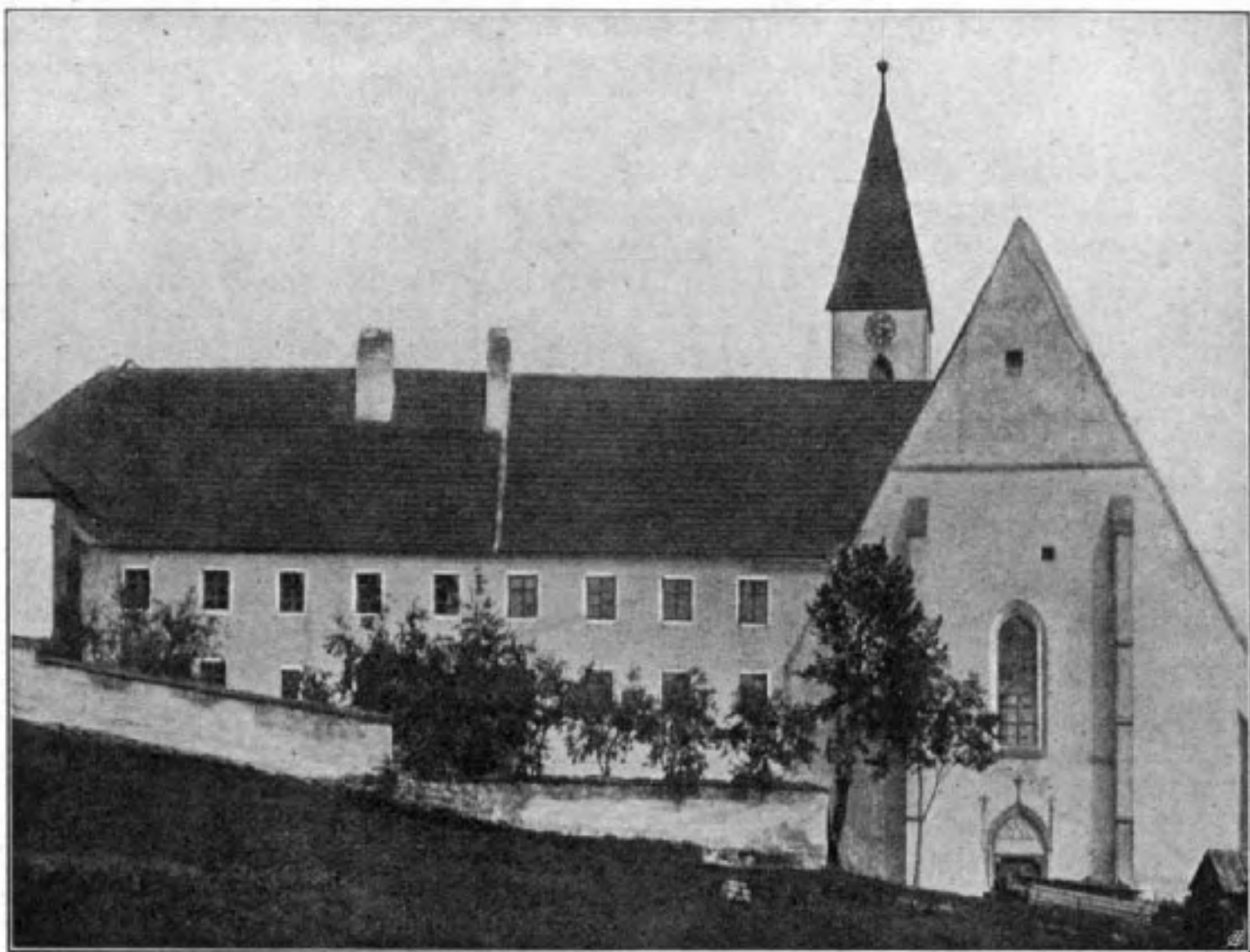
Schönbach gehört zur Herrschaft Rappottenstein, deren jeweilige Besitzer das Kirchenpatronat ausübten. Im 14. Jahrhundert saßen dort die Dachsberg, im 15. Jahrhundert die Starhemberg, im 16. Jahrhundert die Landau; im 17. Jahrhundert ging die Herrschaft an die Grafen Abensberg-Traun über, die sie noch heutigen Tages besitzen.

Da sich die alte Pfarrkirche schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts für den Andrang der Wallfahrer als unzureichend erwies, erbauten die Starhemberg 1450 ein neues, geräumiges Gotteshaus und schmückten es mit drei geschnittenen Flügelaltären. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts drang der Protestantismus ins Waldviertel ein und fand auch an den Starhembergern eifrige Anhänger. Wie allgemein üblich, zwangen sie ihre Untertanen zur Glaubensänderung und zogen die Kirchengüter ein, so daß die Pfarre verarmte. Noch unduldsamer waren die Herren von Landau, die Bilder und Statuen verbrannten, aus der Kirche ein Bethaus machten, die katholischen Geistlichen vertrieben und Prädikanten einsetzten. Einige standhaft gebliebene Katholiken vergruben die Marienstatue, um sie vor dem Feuertod zu retten. Als die Gegenreformation im Jahre 1632 den Schönbachern ihr Heiligtum zurückgab, wurde die Statue wieder in die Kirche gebracht, doch ließ der Dreißigjährige Krieg, der auch das Waldviertel in schwere Kriegsschäden stürzte, für kirchliche Zwecke nicht viel übrig. Die Pfarre konnte, ihrer alten Rechte beraubt, selbständig nicht mehr bestehen und wurde der Pfarre Traunstein einverleibt, wodurch die Gläubigen genötigt waren, den im Winter fast ungangbaren Weg zu dem zwei Gehstunden entfernten Nachbarort zurückzulegen.

Ende des 17. Jahrhunderts lebte auf Rappottenstein die verwitwete Gräfin Margareta Strattmann, geb. Abensberg-Traun, deren edler Gesinnung das Waldviertel viele Wohltaten verdankte. Sie erbaute Spitäler, Herbergshäuser und Kirchen und war insbesondere um das Wohl und Wehe der ihr zugehörigen Pfarren bedacht. Daß die Schönbacher keinen eigenen Seelsorger hatten, ging ihr sehr zu Herzen und sie gedachte diesem Uebel durch Gründung eines Klosters abzuhelpfen.

Da fügte es sich, daß der Hieronymitanermönch P. Onuphrius aus Wallersee in Bayern, der sich schon lange mit der Absicht trug, auch in Oesterreich eine Niederlassung seines Ordens zu ermöglichen, 1697 in Baden bei Wien zur Kur weilte. Er suchte bei Kaiser Leopold um Audienz an, um dessen Erlaubnis für sein Vorhaben zu erwirken. Der Kaiser war nicht abgeneigt und

hieß den Pater einen geeigneten Ort ausfindig machen. Unter anderem sprach der Mönch auch bei dem Grafen Joh. Joachim von Alheim, Generalvikar des Bischofs von Passau, vor, der von dem Plan Margareta Strattmanns Kenntnis hatte und die Bekanntschaft der beiden vermittelte. Die Gräfin zeigte sich hocherfreut, zögerte aber mit der bindenden Zusage, da sie Bedenken hegte, ob die Brüder in der unwirtlichen Gegend ihren Lebensunterhalt finden könnten, ohne daß der armen, kärglich ihr Leben fristenden Bevölkerung Lasten aufgebürdet würden. Sie riet dem Pater, sich den Ort vorerst anzusehen, der in Begleitung eines Laienbruders alsogleich hinreiste. Im Horner Wald wurden sie von Räubern überfallen, doch kamen sie mit dem Leben davon. Die ruhjame Lage



Kloster Schönbach.

des Ortes und die herrliche Kirche fanden des Paters Beifall und er bat die Gräfin, einstweilen ein hölzernes Unterkunftshaus für einige Konventualen errichten zu dürfen. Er bekam die Erlaubnis, und bald hausten sieben aus Wallersee berufene Mönche in dem kleinen Bau, der nur einige Zellen, ein Oratorium und ein Refektorium aufwies. Die fleißigen, stets hilfsbereiten Brüder erfreuten sich bald größter Beliebtheit. Sie unterrichteten die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen, nahmen sich der Kranken an, halfen in den Nachbarpfarren aus und brachten das religiöse Leben zu solcher Blüte, daß man bald 10.000 Beichtende jährlich zählte. Noch immer aber war der Orden nicht befugt und die Gräfin hatte den Patres noch keine festen Einkünfte zugewiesen; als sie aber sah, welchen wohlthätigen Einfluß die Tätigkeit des Ordens auf die Gegend ausübte, wie eifrig und anspruchslos seine Mitglieder waren, beschloß sie, ihnen ein angemessenes Gebäude zu errichten und ständige Einnahmequellen zu sichern. Im September 1698 stellte sie den Stiftungsbrief aus und legte in Anwesenheit hoher Geistlichkeit den Grund-

stein zum Klosterbau. Im Jahre 1700 brach, während sich Onuphrius in Wien befand, im bisherigen Unterkunftshaus Feuer aus, das es vollständig vernichtete und auch den Neubau, das Kirchendach und Teile des Ortes ergriff. Nun waren die Mönche ärmer als früher. Doch P. Onuphrius verlor den Mut nicht. Er berichtete von dem Unglück nach Wien und von allen Seiten kam ihm Hilfe zu. „Laudetur Deus Monasterium nostrum combustum est!“ pflegte er zu sagen und dieser demütige Ausspruch, der seine Gottergebenheit kennzeichnet, wurde zum geflügelten Wort. Der Klosterbau konnte dann doch vollendet werden und da die Zahl der Ordensbrüder inzwischen auf acht gestiegen war, wurden auch die Altäre in der Kirche auf acht vermehrt und im Juni 1706 vom Erzbischof Kardinal Kollonitsch feierlich eingeweiht. Im Dezember 1724 reiste P. Onuphrius in Ordensangelegenheiten nach Wien, wo er einem heftigen Anfall seines alten Gallenleidens erlag. Er wurde nach Schönbach überführt und der Sarg auf Wunsch der Mitbrüder nochmals geöffnet. Da fand man den Leichnam, obwohl seit seinem Tode schon acht Tage verstrichen waren, noch frisch und unversehr. Er ruht in der Kirche zwischen Presbyterium und Mittelschiff.

Die Schönbacher Eremiten hatte mehrmals kaiserlichen Besuch aufzuweisen. Kaiser Leopold besichtigte das Kloster im Jahre 1702, Kaiserin Eleonora, die eigenhändig gestickte Paramente spendete, war mit den nachmaligen Kaisern Josef I. und Karl VI. sowie fünf Prinzessinnen 1703 anwesend. Kaiser Franz I. kam von seinem Schloßchen G u t e n b r u n n, wo er Mineralbäder gebrauchte, im Jahre 1810 herüber. Damals war das Kloster allerdings schon im Niedergang begriffen. 1828 starb der letzte der Patres, Gregorius Poch, im 85. Lebensjahre. Seitdem ist Schönbach Weltpfarre.

Als steinerne Zeugen jener Zeit ragen Kirche und Klostergebäude in unsere Tage. Ueberaus sehenswert sind die drei gotischen Schnitzaltäre mit ihren lebensgroßen, bunten Holzgestalten. In den fünf Nischen des Mittelschreines am Hochaltar sieht man den hl. Johannes, die hl. Anna selbdritt, die hl. Maria mit dem Kinde, die hl. Barbara und Katharina. Auch in den Nischen der beiden gotischen Seitenaltäre stehen farbige Holzbildwerke, die Innenseiten enthalten Reliefs, die Außenseiten Malereien. Der Name des Meisters ist unbekannt. Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden alle drei Altäre auf Veranlassung des Bundesdenkmalamtes in der Fachschule zu Hallstatt instand gesetzt. Die übrigen fünf Altäre sind barock.

Der einfache, langgestreckte Klosterbau dient jetzt als Pfarrhof und Schule. Er weist keinerlei bauliche Sehenswürdigkeiten auf, hat zwei Stockwerke, lange Gänge und einen Winterchor. Ein Schwibbogen führt über die Straße in den beschaulichen Pfarrgarten, ehemals Konventgarten. Die 2500 Bände zählende Klosterbibliothek ist noch vorhanden und enthält meist in Schweinsleder und Pergament gebundene Werke theologischen Inhalts. Ferner wird dort der Stiftsbrief der Gräfin Strattmann und das Josefbruderschaftsbuch mit den eigenhändigen Unterschriften Kaiser Leopolds und seiner Familie aufbewahrt. Von seltenen Stücken wäre zu erwähnen: ein Atlas aus dem Jahre 1597 mit handgemalten Karten, eine protestantische Bibel aus dem 17. Jahrhundert mit Holzschnitten, eine katholische Bibel aus dem 18. Jahrhundert mit schönen Kupferstichen.

Der seit einem Jahre hier seines Amtes waltende Pfarrer Alois B e r g e r bemüht sich nach Kräften, den lange vernachlässigten Pfarrhof wieder instand zu setzen, die restlichen Klosterbestände zu erhalten und die Gemälde, die nach Auflösung des Klosters durch eine Versteigerung in alle Winde verstreut wurden, ihrem rechtmäßigen Plaze zuzuführen; gewiß ein dankenswertes Beginnen, wodurch der Walldorfer Heimat ein Stück ehrwürdiger Vergangenheit lebendig bleibt.

Zustände im Waldviertel während des Schweden- Krieges (1645).

Von Dechant Alois Plesser, Kleinpöchlarn.

Nach der siegreichen Schlacht bei Janfau in Böhmen (6. März 1645) überschritten die Schweden am 15. März die österreichische Grenze bei Zlabings und Reg und überfluteten das Waldviertel, das nun bis Ende August 1646 Kriegsschauplatz war. Die Schweden trachteten vor allem, die befestigten Städte und Schlösser, welche von den Herrschaftsuntertanen und zum Teile auch von kaiserlichen Hilfsvölkern verteidigt wurden, in ihre Gewalt zu bringen. Schon am 26. März 1645 eroberten sie die Stadt Stein an der Donau und am 29. März mußte sich ihnen auch Krems auf Gnade und Ungnade ergeben. Ein fester Ort nach dem anderen fiel in ihre Hände.

Den Lebensunterhalt verschafften sich die Krieger, ob Freund oder Feind, durch sehr drückende Lieferungen, die den Bewohnern des Landes auferlegt wurden, wobei Gewalttaten, Raub, Plünderung und Häuserabbrennen häufig vorkamen.

Wie es schon nach zweieinhalb Monaten seit dem Einmarsche des Feindes im Lande aussah, entnehmen wir einem Schreiben, das der Propst Norbert von Pernegg von Linz aus am 30. Mai 1645 an den Abt Zacharias von Altenburg, der in Wien weilte, gesendet hat (Stiftsarchiv Altenburg). Danach lag im Stifte Pernegg eine schwedische Besatzung von vier Mann, mußten daselbst aber täglich 36 Personen verköstigt werden. Auch verlangten sie eine wöchentliche Lieferung nach Horn und eine monatliche Brandschagung (das heißt, Geldzahlung unter Androhung des Häuserabbrennens) von hundert Reichstalern. Der Hofmeister und die zwei Mönche, welche im Stifte waren und ihrem Propste wöchentlich Bericht erstatteten, wußten nicht, wo sie das Geld hernehmen sollten, da bei der großen Unsicherheit niemand Getreide, Wein oder Vieh kaufen wollte. Die Schweden hatten im Stifte bereits 475 Eimer Wein ausgetrunken und bis Walkenstein alles Vieh weggenommen. Im Stifte Altenburg war gleichfalls eine schwedische Besatzung. Dieselbe wurde aber von den Kaiserlichen aus Waidhofen fortgeführt, worauf die Schweden vom Stifte für jede Person hundert Reichstaler verlangten. Das Stift Geras war ganz verlassen und das Kloster Zwettl ganz und gar ausgeraubt. Hier verlangten die Schweden zweitausend Reichstaler, wovon die Hälfte bereits durch einen Bürger von Zwettl in Krems erlegt worden war. Vom Kloster St. Bernhard war alles nach Horn geführt und dort eine kleine Besatzung zurückgelassen worden. In Krems hauste der Feind, daß Gott erbarm. In der Pfarrkirche predigte ein Prädikant und teilte vielen Tausenden die Kommunion in lutherischer Weise aus. Doch wird rühmend hervorgehoben, daß niemand vom katholischen Glauben abfiel. Dürnstein hatten die Kaiserlichen mit 300 Mann besetzt.

Schon damals bestand der Plan, daß sich die kaiserlichen Völker in Böhmen sammeln und von dort in der Richtung gegen Krems dem Feinde in den Rücken fallen sollen. Daher marschierten alle Tage Völker an Mauthausen vorbei und kam am 29. Mai General Hassfeld in Linz an, wo damals große Teuerung herrschte. Der Propst von Pernegg beabsichtigte, über

Rappottenstein und Waidhofen nach Drosendorf zu reisen, wo noch kaiserliche Besatzungen den Schweden Widerstand leisteten. Diesen gelang es auch später nicht, die vier stark befestigten Städte Drosendorf, Waidhofen an der Thaya, Litschau und Weitra sowie die vier Felsen-schlösser Ottenstein, Rappottenstein, Hartenstein und Weitenegg zu bewältigen. Da der Feind in ihrem Rücken noch festsaß und ihnen die Zufuhr oder Rückkehr abschneiden konnte, wagten sie es nicht, über die Donau zu setzen oder gegen Wien zu marschieren.

Nach Abfassung des obigen Berichtes blieb der Feind noch 15 Monate im Waldviertel. Die Besatzung von Krems zog endlich am 6. Mai 1646, nach hartnäckigem Widerstande, ins schwedische Hauptquartier nach Groß-Gloggau in Schlesien ab und bis Ende des Monats August war dieser gefährliche und äußerst zähe Feind aus dem Lande vertrieben. Doch war dasselbe fast ganz verödet, viele Menschen getötet oder elend umgekommen; ganze Ortschaften waren verlassen oder nur von einigen armen Leuten bewohnt und die meisten Felder verwüstet. Es dauerte Jahrzehnte, bis die Spuren der schweren Kriegszeit wieder verschwanden.

Josef Wichner.

Zum 80. Geburtstage am 23. Oktober 1932.

Von Maria Lastufka, Hauptschullehrerin in Klosterneuburg.

Die Akten in den Schularchiven des Bezirkes Waidhofen an der Thaya verzeichnen als k. k. Schulinspektor für 1890/91 Josef Wichner und rühmen dessen hervorragende Eigenschaften als Pädagoge. Im Gedächtnis der schulbehördlichen Personen von damals ist sein Andenken wohl noch lebendig verwahrt.

Der einstige Bezirksschulinspektor in Waidhofen an der Thaya, Josef Wichner, ist eine Person mit dem österreichischen Volksdichter Josef Wichner.

Da der jegengezeichnete Lebensweg dieses Schriftstellers und Volksfreundes auch über den genannten Gau der Waldmark führte, ziemt es sich, in diesem Bereiche Wichners achtzigsten Geburtstag, der auf den 23. Oktober 1932 fällt, vom Geist dankbaren Gedenkens umwehen zu lassen*).

Darum sei die Aufmerksamkeit auf des Dichters Persönlichkeit und Verdienste gelenkt und sein Wesen und Wollen gekennzeichnet.

Was dieser Dichter und Denker von hochgemuter Gesinnung und lauterstem Wesen, dem es gegeben war, volkstümlich zu gestalten, was ihm aus Herz und Seele quoll — was dieser Name für das deutsche Volk bedeutet, darüber wird noch die Zeit ein anerkennendes Urteil sprechen.

Selbst aus Armut und Dürftigkeit hervorgegangen, hat er warmfühlenden Herzens mit verstehender Anteilnahme und aufrichtiger Wohlmeinung durch seine Schriften zum Volke gesprochen, tröstend, ermutigend, aber auch warnend und

*) Vor drei Jahrzehnten waren die Grenzen des Bezirkes Waidhofen an der Thaya weiter gezogen und umfaßten auch den nördlichen Teil des heutigen Bezirkes Gmünd.

bessernd, immer bestrebt, es zum Wahren, Guten und Schönen zu heben. Er kannte die Leiden und Freuden, die Tugenden und Fehler, alle Licht- und Schattenseiten des Volkes, denn er hatte selbst an allem sein Teil.

Josef Wichner, der gewissermaßen ein Kind aller drei oberdeutschen Volksstämme war, durch den Großvater ein Franke, durch den Vater ein Bayer, durch die Mutter ein Alemanne, wuchs in seinem Geburtsstädtchen Bludenz in ärmlichsten Verhältnissen heran. Früh verwaisst, fand er in zwei Basen, Eva und Senza, die durch Fabrikarbeit ihren kärglichen Lebensunterhalt erwarben, vorzügliche Vertreter für Vater und Mutter. Namentlich Base Eva, deren helle, heitere, reiche Seele eine rührende Liebe zur armen leidenden Menschheit trug, die mit tiefinnerlichster Frömmigkeit eine lebhafteste Phantasie verband und unerschöpflich war im Erfinden und Erzählen von Geschichten, beeinflusste das Wesen ihres Schüglings aufs günstigste und wurde zur Hauptmithelferin an der Prägung seiner Eigenart, die auf das Ideale hinausging. Dem besinnlichen Wesen Mutter Evas hielt eine Veranlagung zum Verstandesmäßigen, Praktischen das Gegengewicht, wie sie denn auch in ihrem Pflegekinde die gesunde, harmonische Entwicklung seines Innenlebens förderte. So verlor er, da er als gereifter Mann ein feuriger Bekenner seiner rein- und hochgehaltenen Ideale wurde, nicht den festen Boden und blieb ein geschickter, sicherer Praktiker. Von seiner Pflegemutter hatte er den offenen, geraden, ehrlichen Mut und die Schlagfertigkeit in Wort und Tat. In dieser Erziehungssphäre gedieh auch die tiefe, echte Religiosität, die für das ganze Leben als goldener Hort das gottesfrohe Herz des edlen Menschen erfüllte.

Auf Josef Wichners dichterische Entwicklung übte auch die Heimat großen Einfluß. Von der heimatlichen Landschaft, ihren Bergen und Tälern, Wäldern und Fluren, den Stätten seiner Kinderspiele und Jugendträume, empfing er die tiefsten, bleibenden Eindrücke.

Aus Mutter Evas Obhut und Pflege kam das schwächliche Bueble, dessen geistige Fähigkeiten den Ortspfarrer veranlaßten, ihm das Studium im nahen Feldkirch durch Sicherung von Kosttagen bei wohlthätigen Leuten zu ermöglichen, als Studentlein an die lateinische Schule, deren acht Jahrgänge, von 1864 bis 1872, er absolvierte. Nachdem der Gymnasiast die Reifeprüfung mit Auszeichnung bestanden, beschloß er, das ihn besonders anregende Studium der deutschen Sprache und Literatur an der Universität in Innsbruck fortzusetzen. Den Lebensunterhalt wollte er durch Erteilung von Unterricht erschwingen. Doch die Provinzhauptstadt kam dem Kleinstädter so unendlich groß und sinnverwirrend vor, daß in ihm ein Sehnen nach der Weltferne erwachte. Er suchte die Idylle geistlichen Lebens in der stillen Einsamkeit des Priesterseminars zu Brigen. Dort verblieb er drei Jahre. Daß er alle Prüfungen mit Auszeichnung ablegte, ist ein Beweis dafür, mit welch großem Eifer er dem Studium oblag. Allein dem Priesterberuf stand die aus der Ueberanstrengung erwachsene Kränklichkeit, zu der sich noch eine Gedrücktheit des Gemütes gesellte, entgegen. Schwach von Natur und aus einer Familie, der die Lungenwindsucht schon manches Opfer abgefordert hatte, mußte Jung-Wichner den Gedanken an eine priesterliche Wirksamkeit aufgeben. Da es an materiellen Mitteln fehlte, bewarb er sich um eine Stelle beim Steueramt — ohne Erfolg. Nun raffte er sich nochmals auf, um in Innsbruck die Hochschulstudien zu beenden. Daß dies nicht unter angenehmen Lebensverhältnissen geschah, läßt

sich bei der Armut des Studenten wohl denken. Doch drängte gerade dies zur Beschleunigung seiner Prüfungen, die 1878 beendet wurden.

So gestaltete sich die Jugend, das Ringen und Streben unseres Volkschriftstellers. In den biographischen Werken „Im Schnedehause“, „Im Studierstädtlein“, „Auf der Hochschule“, worin der Gemütspoet Wichner in anziehendster Weise seinen ersten Lebensabschnitt schildert, zeichnet er ergreifende Bilder der Not und Sorge, der Plage und Drangsal, die in seine trotz alledem kinderglückliche, jugendselige Zeit hineingewoben waren — strahlte ja doch in das Dunkel das Gnadenlicht des frommen Glaubens und ein daraus entspringender wunderbarer Gottesfriede.

Mit einem Hilfslehramte am Gymnasium in Feldkirch begann die berufliche Tätigkeit Wichners. Im Jahre 1880 wurde er Professor am Gymnasium in Krems und wirkte als solcher durch drei Jahrzehnte verdienstvollst und segensreich, die aufstrebende Jugend mit den reichen Schätzen seines Geistes und Gemütes beschenkend. Eine kurze Unterbrechung erfuhr diese Dienstleistung durch seine Verwendung als Bezirksschulinspektor für den Bezirk Waidhofen an der Thaya im Schuljahre 1890/91. Auch nach seinem Uebertritte in den Ruhestand blieb Schulrat Wichner in Krems. Die malerische Donaustadt war ihm eine zweite Heimat geworden. Bald nach seiner Uebersiedlung dahin hatte er sich ein zartfühlendes, edelherziges Mädchen, ein Schloßverwalterstochterlein — er hatte es in der Zeit, da er Ferienhofmeister bei einem Grafen in Niederösterreich war, kennengelernt —, wie ein echtes Dornröschen aus der romantischen Einsamkeit seines Elternhauses zur Gemahlin geholt und an ihm eine ideale Lebensgefährtin gewonnen, die Sinn und Verständnis für sein schriftstellerisches Arbeiten besaß. Ja, der Dichter bezeichnet seine geliebte Frau direkt als die Urheberin seines literarischen Schaffens, wie dies zum Beispiel unter anderem auch aus den Widmungsworten zu den „Alraunwurzeln“ hervorgeht.

Diese Zeilen charakterisieren so recht den warmen, liebenswürdigen, guten Menschen. Es ist aus ihnen auch zu ersehen, wie wohl sich der Dichter in seinem trauten, von Liebe umhegten Heim fühlte. In dem Ehebunde waltete ungetrübte Herzensinnigkeit und Seelenharmonie, bis der grausame Tod ihn — am 14. Juni 1923 — jählings zerriß. Was die beiden Edelnaturen einander waren, drückt sich so schön in des Dichters letzten zu seiner Gemahlin gesprochenen Worten aus: „Ich möchte deine Hand noch länger halten.“ Wohnt ihnen nicht eine tiefere Bedeutung inne?

In die Kremser Epoche fällt Josef Wichners eigentliche schriftstellerische Wirksamkeit. Es erschienen in rascher Folge die rühmlichst bekannten Volksbücher: „Alraunwurzeln“, „Aus der Mappe eines Volksfreundes“, „Erlauchtes“, „Nimm und lies!“, „Jahresringe“, „Im Frieden des Hauses“, „Aus sonnigen Tagen“, „Von des Lebens Lust und Leid“, „Zeitvertreib“, „In freien Stunden“, „Für Heimat und Herd“, „Daheim und im Felde“, „Vom Arlberg zum Bodensee“, „Tiergeschichten“, „Jungland“, „Herbstsegen“, „Begrast“, „Oesterreichisch Gemüt“.

Die Bücher enthalten in bunter Abwechslung teils in ernster, teils in heiterer Form eine Fülle des Guten, Belehrenden, Fördernden; insbesondere über Ehe und Familie, Erziehung und Bildung, alles mit gesunder Lebens- und Weltanschauung behandelt und auf den Boden eines echten Christentums gestellt.

Alle Zustände und Geschehnisse wußte der Verfasser unter den richtigen geistigen Schinkel zu bringen. So ward er, was er sein wollte, „dem Volke ein guter Geist, der ihm in gemeinverständlicher, seiner Art zu denken und zu reden angepaßten Sprachen, Unterhaltung und Belehrung bietet, es durch harmlose Schnurren erheitert, durch gemühtiefe Erzählungen rührt und veredelt, im Leide tröstet, die Freude verklärt“.

Der große und doch so schlichte, naturnahe Poet Rosegger hat Wichner richtig zu werten verstanden und ihn treffend als den „österreichischen Peter Hebel“ bezeichnet. Roseggers Urteil über Wichners erstes Werk „Alraunwurzeln“ sei hier angeführt: „Der Volkswitz kann kaum besser angeschlagen werden, als es in einem völlig klassischen Stile hier geschieht und er wird hoch geadelt durch den ernstesten, sittlichen Geist, mit dem er gepaart ist. Ein heiteres Herz, ein himmelanfliegender Sinn, treue Liebe zum Volke, eine warme Religiosität und eine überaus anmutige Schreibweise, das sind die Hauptmerkmale des Büchleins.“

Das kann auf alle Volksschriften Wichners angewendet werden. Seine Erzählungen gewähren dem künstlerisch Empfindenden hohen Genuß, wie sie ein Labial für einfache Leute sind.

In der Novelle „Der Novize“, der die Idee zugrunde liegt, daß ein Unberufener nicht Geistlicher werden solle, charakterisiert der Dichter meisterhaft die Mönche eines Kapuzinerklosters mit ihren menschlichen und darum verzeihlichen Schwächen. Leider wurde die prächtige Novelle vielfach mißverstanden, indem man, den künstlerischen Zweck verkennend, den Verfasser boshafter Absichten zieh, wogegen er sich jedoch entschieden verwahrte.

In dem Werke „Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter“ sehen wir den Dichter seine Hände schützend an ein Stück Volkspoesie legen, um es wenigstens ins Reich der Erinnerung hinüberzuretten, wenn es schon sein Dasein in der kalten, nüchternen, poesiewidrigen Gegenwart nicht behaupten kann.

Tiefblickende Einsicht in das Treiben der Welt und die Irrungen der Menschen gewährt das Buch „Die Schriften der alten Betschwester“.

Ein begeisterter und begeisternder Interpret wurde Wichner für die Wachau, dieses mit allen Reizen und Zaubern begnadeten Donaugauges, sowohl durch das Sammelwerk „Die goldene Wachau. Natur, Geschichte und Sage im Lichte der deutschen Dichtung“, wie auch in dem Prachtbuche „Die Wachau in Wort und Bild“, wozu Wichner den Text lieferte. Eines der letzten Werke des Schriftstellers führt den Titel „Auf der Nibelungenstraße“. In einem Liede zum Preise der Donau setzte der Dichter zu seinen Worten auch selbst die Weise und hat da den Volkston glücklich getroffen. Den Sagenschatz des Donaugauges hielt er in dem Büchlein „Wachausagen“ fest.

In dem kulturhistorischen Roman „Gozzo“, der zur Zeit des Interregnums in Oesterreich spielt und den Kremser Bürger Gozzo zum Helden hat, wird dem Leser das Orts- und Zeitmilieu in einer ans Mittelalter anklingenden Sprache so lebendig, daß er sich ganz und gar hineinlebt und im Bann des Erzählers bleibt. Eine prächtig anmutende und anschauliche Schilderung erfährt das Stift Zwettl, das der Dichter einen Kulturspeicher nennt.

Dem Drange des edlen Menschenfreundes, Gutes zu wirken zu allgemeinem Wohl, bot der Niederösterreichische Volksbildungsverein reichlich Gelegenheit. Sein richtiges Gedeihen verdankt dieser Schulrat Wichner, der ihn belebte, für ihn in der selbstlosesten Weise rastlos und aufopfernd arbeitete und ihm ein wohlberechtigtes Ansehen verschaffte. Die Leitung der Volksbildungsblätter lag in seinen Händen.

Auch als Dramatiker betätigte er sich. Sein vieraktiges Schauspiel „Zwang“, das einen ähnlichen Stoff behandelt wie die Novelle „Der Novize“, erlebte im Kremser Stadttheater wie im Wiener Komödienhause als ein stimmungsvolles, hochwertiges Volksstück guten Erfolg. Die Aufführung in Wien erfolgte zu Ehren des Dichters zu dessen 70. Geburtstage am 23. Oktober 1922. Aus demselben Anlasse wurde Wichners Einakter „Der Schatz im Stubenboden“ in Weigls Theresienjalen zu Wien gegeben. — In dem Schauspiel „Glühende Kohlen“, das der Dichter innerhalb dreier Tage schuf, sind in künstlerischer Gestaltung die Zeitverhältnisse während des Weltkrieges widergespiegelt, unter denen auch Oesterreichs großer Volkschriftsteller schwer zu leiden hatte. Es ist denn auch unschwer zu erkennen, wie er sich in einer Gestalt des Stückes selbst porträtiert.

Der letzte Lebenstag des bis zu seinem Heimgange schaffensfreudigen Literaten war noch durch die Vollendung eines dichterischen Werkes gekrönt. Es war der Einakter „Die Spinnstube“ im Montafoner Dialekt, auf Bitten des Heimats-Museumsvereines von Vorarlberg verfaßt. Der Heimat galt des Dichters Schwanengesang. Kaum war er verklungen, ward der Poet in seine ewige Heimat abgerufen. Eine seltsame Fügung war es auch, daß gerade am Todestage Wichners dessen letztes Volksbuch „Oesterreichisch Gmüt“ erschien — wie ein Abschiedsgruß des Heimgegangenen an seine geliebten Volksgenossen.

Nun ist er uns ins Jenseits entrückt. Was er aber hienieden gewirkt, dauert fort — und sein Andenken auf Erden bleibt, solange es Menschen gibt, die zu reinen Höhen emporstreben.

Holzwieje Nr. 40 bei Martinsberg.

Eine Familiengeschichte von Hans Englbrechtsmüller, Langlebarn vor Tulln.

Philipp Hofer war auf dem Besiz. Vielleicht schon vor 1700 konnten Hofer darauf gewesen sein. Philipp starb jedenfalls auf diesem Hause im 78. Jahre seines Lebens, das war 1788.

Die Wirtschaft übernahm die Tochter Rosalia und ehelichte einen Johann Temper, mit dem sie drei Kinder hatte, aber schon 1794 verschied. Sie machte einer Anna Maria Miedlerin aus Siebendürsting Platz. Sie war zehn Jahre jünger als ihre Vorgängerin und brachte wieder fünf Kinder. Johann Temper war ein Alter von 96 Jahren beschieden, er starb 1854. Die älteste Tochter der zweiten Ehe, benannt nach der Mutter, ehelichte 1813 als Achtzehnjährige nach dem Spruch: „Jung gefreit, hat niemand gereut“, den 21jährigen Ignaz Praher aus Sading 5. Dieser Ehe entsprossen acht Kinder. Von drei Töchtern wissen wir auch

den Mann. So den Josef Lagler aus Walpersdorf, den Franz Gartner aus Rodenreith 5 und den Ignaz Hofer aus Reithendorf. Ob dieser letzte mit dem ersten vom Haus irgendwie verwandt ist, muß nicht unbedingt zutreffen, denn die Hofer sind so wie die Huber — Hof und Hube — durchweg selbständig entstandene Hof- und Huben-Familiennamen. Kurzum, die alte Braherin starb 1874 im 79., der alte Braher 1882 im 91. Jahre.

Jetzt blieb der Mannesstamm am Hof. Der Jüngstgeborene, Kaspar, 1836, heiratete 1860 eine Maria Gundacker aus Biberichlag, die auch erst 19 Jahre zählte, und sie hatten zehn Kinder. Hier heirateten Kinder weg an eine Enigl in Michelberg, Fürst aus Hundsbach und einen Höfinger aus Traunstein. Kaspar wurde nur mehr 69 Jahre alt, die Frau 86, sie folgten sich im Tode 1905 auf 1927.

Nun kam Karl Braher, der Viertgeborene, da der Jüngste 1882 starb, und ehelichte 1897 wieder eine Lagler aus Walpersdorf. Dieser Ehe entsprossen sechs Kinder, durchaus Mädchen, die sich der Reihe nach an einen Hirschmann, Poppinger, Schellerer und die Viertgeborene, Pauline, 1930 mit einem Josef Fischer aus Zöllnhof in Traunstein verheiratete.

Dies sind die heutigen Besitzer; nachdem der Hof über hundert Jahre in männlicher Nachkommenschaft der Braher stand, ist er über zweihundert Jahre in der Blutsverwandtschaft und mag es noch weitere zweihundert Jahre bleiben.

Das gebe Gott.

Die Riesenschlange in der Ysperklamm.

Von Franz Kötter, Böggstall.

Jeder Ort hat seine Ortsagen und seine näheren Heimatsagen. Besonders unser Walddorf ist reich an solchen, die von berühmten Händen zum größten Teil schon aufgezeichnet wurden.

Im folgenden möge eine bisher noch nicht veröffentlichte Sage aus dem Yspertale (Bezirk Böggstall) angeführt werden. Vorerst sei es jedoch gestattet, einen kleinen Hinweis auf die Ysperklamm zu geben. Diese ist eine felsige, steile und hochromantische Waldschlucht, deren überraschende Großartigkeit und Wildheit viel zuwenig bekannt sind.

Auf einer kurzen Strecke von etwa 1,5 Kilometer stürzt das Wasser der Großen Ysper, vom Dedteich kommend, über 300 Meter in ungefähr 50 kleineren und größeren Wasserfällen über Felsen und Blöcke in die Tiefe. Da donnert, brüllt und braust es, daß man sein eigenes Wort kaum versteht. Und so ist es wohl erklärlich, daß diese schattige und finstere Schlucht (Klamm) der Sitz eines bösen Wesens sein mußte.

In der Ysperklamm am rechten Ufer ist ein Wiesengrund mit großen Steinblöcken. In deren Höhlen hauste vor Zeiten ein Ungeheuer in Gestalt einer Schlange. Wer sich ihr näherte, kam um, da sie mit ihrer unheimlichen Kraft und Länge die Klamm leicht absperrten konnte.

Die Bewohner der an die Schlangenhöhle angrenzenden Klaus ergriff bei dem Gedanken an das Untier Furcht und Grauen, zumal es bei der Holzbeschaffung aus dem Walde nicht zu vermeiden war, in die Nähe der erwähnten Wiese und damit in den Bereich des Untiers zu kommen. Von Zeit zu Zeit wurden Opfer dieser Schlange gemeldet und die Klausler sehnten sich nach einem Retter, der sie von dem Ungeheuer befreien und ihm den Garaus machen sollte. Hohe Belohnung ward dem Kühnen zugesichert.

Da machten sich etliche kühne Jäger auf, den furchtbaren Kampf mit der Riesenschlange zu wagen. Langsam, die nötigen Vorsichtsmaßregeln genau beachtend, rückten sie gegen die Klamm vor. Kaum erblickte die Riesin die heranschleichenden Jäger, schoß sie zischend auf ihre Angreifer los. Die meisten von ihnen ergriffen schon beim Anblick des wütenden Ungetüms die Flucht. Einige Standhafte blieben, nahmen den Kampf mit der Riesenschlange auf, kämpften mit Todesverachtung und glaubten schon, den bösen Feind besiegen zu können. Doch gar bald waren auch diese kühnen Streiter und Kämpfer am Ende ihrer Kräfte und wurden zum Schlusse das Opfer ihres Wagemutes.

Trauer und Schmerz herrschten im Nipertale, als man die traurige Botschaft vom Tode der kühnen Jäger vernahm, und so konnte der fürchterliche Schlangenzahn seine grausame Arbeit ungestört weiter verrichten.

Der wildreiche Wald (Königswald und Weinsbergforst), bei der Klamm beginnend, lockte auch manchen Wilderer an und einem von ihnen sollte es gelingen, diesem unheimlichen Wächter der Klamm den Garau zu machen. Dieser berühmte Wilderer kam bei seinen Streifungen in die Nähe des Untiers, das seines neuen Opfers schon sicher war. Aus Notwehr wagte der wilde Jäger den Kampf mit der Schlange. Es war ein Kampf auf Leben und Tod und für den Wilderer ein heißes Ringen, Ausweichen, Losreißen, Bücken, Stehen, Schlagen, Kriechen, Stürzen, Laufen, Stolpern. Endlich ein zielsicherer Wildererschuß, die Schlange ward zu Tode getroffen und wälzte sich in ihrem Blute. Sie schlug wohl wütend mit ihrem Schwanz herum, peitschte ringsum die Erde und Steine auf, doch der Wilderer hatte zu gut getroffen und so verendete sie schließlich.

Groß war die Freude der Bewohner im ganzen Nipertale und vor allem in der Klaus, als man Kunde erhielt von der kühnen und glücklichen Tat des Wilderers. Als Belohnung erhielt dieser das Recht, im Walde soviel Wild zu erlegen, als er für seinen Bedarf brauchte. Doch in ihm regte sich wieder das Wildererblut!

Er begann trotz seinem weitgehenden Privilegium allerlei Teufelskünste, Unfug und Untaten auszuführen, die immer unerträglicher wurden, so daß er endlich zum zweiten Schrecken der Bewohner wurde und dies die Behörden veranlaßte, gegen den ehemaligen Retter der Klaus mit aller Strenge vorzugehen.

Als er eines Tages auf dem Wege zu einer neuen Untat war, holten ihn die Landjäger und führten ihn vor Gericht.

Ein kurzes Verhör und der ehemalige Befreier der Klamm und Klaus von ihrer Geißel und nun zum Schrecken gewordene Schlangentöter erhielt eine langjährige Kerkerstrafe, vor deren Verbüßung er starb.

So die Sage. Die Sage, eine Schwester des Märchens, erzählt uns oft wunderbare Ereignisse aus alter Zeit, die im Volksglauben wurzeln und im Munde des Volkes leben, eben um ihres mythischen Charakters willen, aber auch der schönsten dichterischen Verklärung fähig sind.

Diese Sage, im Waldviertel entstanden, hat etwas Düsteres und Ernstes; denn das waldige, sumpfige, neblige und rauhe Waldviertel in seiner Abgeschlossenheit stimmt eben nicht so heiter wie der sonnige Süden.

Dorfgeschichten aus unserem Waldviertel.

Drosser-Wanderung.

Eine Erinnerung an Gföhl's glänzende Ehrentage.

Von Karl Josef Kienast, Wien.

Der 600jährige Bestand des lieblichen Marktes Gföhl ging in großartigster Feierlichkeit vorüber. Die reichlich besetzte Landwirtschafts- und Gewerbeausstellung zeigte die künstlerische Betriebsamkeit seiner Bewohner, und das geschickt verwertete geschichtliche Ereignis aus der Zeit des letzten Babenbergers zu einem anschaulichen Festspiel, machte dem heimatbegeisterten Verfasser Stephan Biedermann alle Ehre.

Mit einer Friedensbeurkundung trat am 2. Nebelung 1231 der wichtige Ort an der Salzstraße ins Licht der Geschichte. Möge dieser Friede die Seele des Waldmarktes bleiben bis ans Ende der Zeiten.

Die Massen der Festteilnehmer, ob sie nun dem unstillbaren Drange echter Heimatliebe gefolgt waren, ob erwünschte Kauflust oder bloße Neugierde sie antrieb, gleichviel, die einen wie die anderen, sie stoben nach Beendigung der Festtage wieder in alle Winde. Unter ihnen auch ich.

Kurze Abschiedsworte, ein letztes Winken! Beim schmutzen Seilererhäuschen, geschützt vom sturmerprobten Rathhausturm, nimmt das Wandern seinen Anfang. Der Weg „hintumi“ wird gewählt. Die breite, zugbrückenähnliche Auffahrtsstraße übers Bergerl lödt nach vorwärts. Das alte Tor mit seinem wuchtigen gotischen Bogen hält noch immer treue Schildwacht vor Edthofers Garten. Noch einmal erweckt es die sonnige Märchenpracht der Vortage. Im nächsten Augenblick zerreißt jedoch das schöne Gespinnst: Die Gerippe der Ausstellungshallen, die nackten Fahnenstangen ragen starr zum blauenden Himmel. Rasch verwischt ein ander Bild die trüben Gedanken. Neben der Pferdeschwemme erinnert ein blühweißer Bildstock, eigentlich schon ein Kapellchen, an einen kindlichen Sonderling, den das große Los schon in jungen Jahren aus seiner Wachszieherei herausriß. Hinter Teich und Kapelle strebt in ohnmächtiger Strenge der Zehentstadel zur Höhe. Saure Wochen mochten damals, als er noch seiner ursprünglichen Bestimmung diente, selten frohe Feste abgelöst haben. Straßen und Pfade verknüpfen sich hier, die einerseits Raum für die Ferne geben, andererseits kerzengerade durchs Badergäßl oder den Prinzschen Besitz streifend, in den Markt drängen. Das Steiglein neben dem Zaun des Simlinger-Anwesens mündet in die Langenloiserstraße. Kaum habe ich aber jemals hören können, daß der praktische Waldviertler den „länglichen“ Namen im Munde führt. Jedermann kennt Lois und weiß die Loiserstraße zu finden.

Ein Stück noch streckt die Gemeinde ihre gemauerten Finger ins Grüne. Der Bemmer macht das Ende. An seinem Stadel vermeldet dem Neuling eine wetterverwahrte Tafel, daß hier die Gemarkung Gföhl's verläuft. Das offene Gefild ist gewonnen! Wie eine Tafel breitet sich fruchtbares Ackerland aus. Gegen die Garzerstraße hin führt das Gebiet die treffende Bezeichnung „Auf der Scheiben“. Vereinzelte Gehöfte, gemeiniglich Hütten genannt, liegen verstreut im Gelände, dem Seefeld. Ein nettes Jägerhaus deutet schon das unmittelbar daran grenzende Reich der Jünger Nimrods an.

Noch ein Blick auf Gföhl! Rückwendend grüßt zum letzten Male fern am Rande des Gesichtskreises, dem Riesenspielzeug der Sage vergleichbar, das Häuflein Häuser, beschützt vom blinkenden Helm der Kirche, ganz so wie zu Urahnens Zeiten. Weihevoller Stille ringsum. Lebe wohl, mein Gföhl!

Das Lengsfelder Amt, beginnend mit der Bächenhöhe (622 Meter) ist regelrechtes Waldland. In seinen grünen Fluten versank der Blick auf Gföhl. Ja, echter, deutscher Hochwald, voll Duft und behaglichem Raunen, läßt des Wanderers Herz auffauchzen. Es ist höchste Lust, Eichendorff'sche Reizwunder nachzuerleben. Hoch türmen sich die Rindenjaulen zum Waldesdom. Deutsche Forstmänner, hütet unseren deutschen Wald!

„... Ihm ist der Weihe Stempel
Seit damals aufgeprägt.
Der Wald ist Gottes Tempel
Und Priester, wer ihn hegt.“

Im harzigen Hauche taujender Föhren, Fichten, Tannen und Lärchen badet die Landschaft. Eine Wiedergeburtstätte für zermarterte Großstadtleiber. Des 80jährigen Oststeirer Dichters Wahrwort kann man in diesen Forsten, die Stiftern Hochwäldern gleichen, verstehen: Wer sich dem Wald, dem ewig-jungen, anvertraut, der altert nicht! (O. Kernstock.) Wie gütig ist die Urkraft des Alls, die solche Paradiese der Menschheit schuf: „Wohl, den Meister will ich loben, solange noch mein Stimm' erschallt!“ singt dankbar der letzte Ritter wirklicher deutscher Wanderkunst — Josef Eichendorff — in seinem unsterblichen Sange „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut?“

Die Waldungen des Droßer-Amtes rücken an; die Straße beginnt sich zu senken: die gefürchtete Höhe des Droßer-Berges ist überschritten. Ungezählte Regengüsse nahmen die breite Straße arg mit. Ungepflegt kollert sie zu Tal und doch paßt sie in ihrer wilden Zwanglosigkeit wundervoll zum freien Waldgebirge. Die Postkutsche mied schon seit vielen Jahren die „alte Straße“. Den Verkehr hat die „neue Straße“, die Kremserstraße, übernommen. Wer aber mit der Zeit nicht zu geizen hat, der gehe von Gföhl aus mit Eichendorff über Droß.

Föhren, Fichten und Eichen schenken gern aus ihrem Ueberfluß einige Zweige für einen würzig-duftenden Strauß. Ein bergan fuhrwerkendes Bäuerlein beobachtete mein Tun. Höflich grüßend rief er über sein Gefährt hinweg: „A wengl wos Greans für d'Stodt?“ — und mein prächtiges Eichenzweiglein mustern, meinte er lächelnd: „San de Dachabladl oba schön!“ — Ja, bitter recht hatte der Fuhrmann, mein Vorhaben war durchschaut. Das stolze Grün soll in der schalen Großstadt verdorren, nachdem es noch etliche Tage das Auge erfreut und die Erinnerung an reizende Erdenstriche wach gehalten.

Am Fuße des „Droßer“, vor dem Hafnerhäufel, weicht der Wald zurück. „Lebe wohl, du schöner Wald!“ Jenseits des Talgrundes, in dem sich die Wässerlein des Sirnitzbaches sammeln, um dem Loisbach zuzuhüpfen, kriecht die Straße steil empor, macht bei der barocken Johanneskapelle eine Wendung und durchquert das Dertchen Droß. Ein Feldweg, der rechts einbiegt, führt ins Droßer Schloß. Noch ein stummer Gruß hinüber zum heiligen Johannes an der Straße und dann steht der Wanderer im Bann des düsteren Gemäuers. 1135 taucht bereits in den Urkunden das Schloß der Herren ze Drozze auf. Die heutige Gestalt erhielt es erst 1726. Das Gut gehört zum Großbesitz des Bergrates Guttmann. Der Schloßhof liegt öde, steinern vor dem Beschauer. Das alte Kirchlein, dem Schloßhof vorgelagert, birgt ein Altarbild des berühmten Kremser Schmidt.

Südlich des Gutshofes wechseln Acker mit Wiesen, denen sich dann die Wälder Senftenbergs anschließen. Mitten drin liegt die Ortsgemeinde Priel. Sie verfügt über eine derartig „wuchtige“ Ausdehnung, daß man sehr achtgeben muß, um nicht vorzeitig schon wieder auf dem Feldweg außerhalb anzukommen, was natürlich niemals zu Schaden der fleißigen Häuslersleute gebucht werden darf. Als Entschädigung stehen dafür längs des Fahrweges vollbeladene Apfelbäume, freilich nur zur Augenweide. Durch die rotbackigen Äpfel guckt der ansehnliche Pfarrort Strasing mit seinem riesenhaften Kirchturm.

Nach altgewohnter Weise hielt ich im gastlichen Hause Brauner kurze Rast. Grüße und Neuigkeiten werden ausgetauscht, alte Erinnerungen bliken auf. Der Abschied drängt jedoch. Weiter geht's durchs Reifgator gen Süden. Nun beherrscht der lodere Lößboden mit zahllosen Weinbergen das Landschaftsbild. Rechts erhebt sich der Galgenberg, ein einstiges Hochgericht, auf dem die Leute weit und breit zum abschreckenden Beispiele die Leichen der armen Sünder baumeln sahen. Linker Hand kreuzt die Straße nach Gneizendorf. Der tongewaltige Ludwig van Beethoven verschaffte diesem verträumten Nestchen durch seinen Aufenthalt im Gutshof seines Bruders Johann Weltberühmtheit (1826). Friedrich August Kienast, der greise Kremser Dichter, hat des größten Meisters peinigende Krankheit in einem wehmütigen Gedicht geschildert:

„... Beethoven — taub! — O qualerfüllte Stunden!
Zu wissen, was bisher ihm höchste Labe.
Der Meister hat es tödlich schwer empfunden.
Er griff, ein letztes Mal, zum Wanderstabe —
Und die ersehnte Ruh' hat er gefunden,
Wo sie zuletzt ja jedem winkt — — im Grabe...“

Mittlerweile hebt sich Krems aus der dunstigen Donauniederung. Die Liebfrauenkirche mit der Pfarrkirche, der Pulverturm mit dem Rest der Stadtbefestigung und viele andere längst vertraute Dinge werden immer deutlicher und greifbarer. Jenseits des Stromes blüht vom flobigen Röttwein das mächtige Kloster „Zum klingenden Pfennig“ herüber.

Steil fällt das Hochland ab. Wer würde es glauben, daß Krems um 377,5 Meter tiefer liegt als Gföhl? In großen Kehren sucht die Straße den letzten Abfall zu bezwingen. Die Stille des Waldlandes wich ungemütlichem Lärm. Schmerzhaft empfindet das ruhewohnte Ohr des Hochlandwallers das Holpern und Rattern der Wagenräder auf gepflasterten Straßen. Rasende Kraftwagen wirbeln dicke Staubwolken auf. Städtisches Leben nimmt uns gefangen. Der „Abschneider“ zweigt vom Landesjugendheim ab und führt schnurgerade zur Wienerbrücke und über diese auf die Landstraße, der belebtesten westöstlichen Verkehrsader des immer jungfrischen, uralten Städtchens Krems.

Gögl- und Dinstlstraße schieben den müde gewordenen Wanderer zum Bahnhofsgebäude, allwo ihn das pustende Eisenroß kurzerhand ins steinerne Meer Wien entführt.

Bekanntmachung! Das außergewöhnliche Angebot im Anzeigenteil (S 50.— in bar) ist kein Reklamescherz, sondern durchaus rechtsverbindlich. Bisherige Auszahlungen werden gegen Freiumschlag nachgewiesen. G. = R a u t e n b e r g = V e r l a g, L o d s t e d t = S c h n e l s e n bei Hamburg.

Dr. Eugen Frischauß, Eggenburg; Reg.-Rat Franz Rotter, P. S. J., Böggstall; Dir. H. Röd, Eggenburg; Marie Wegscheider, Wien, 16. Bez.; Julius Linzer, Obl. i. R., Magersdorf; Walter Liebisch, Lehrer, Gablitz: Herzlichen Dank für die empfohlenen Werbeanzeigen! Beste Heimatgrüße!

Frl. Lina Zimmermann, Heidenreichstein; Anton Müllauer, Kooperator, Deutsch-Wagram: Dank und Gruß für die hübschen Karten!

Engelbert Rainz, Forstassistent, Wien, 19. Bez. Ihr kostbares Geschenk ziert bereits unseren Verlagsraum und wird fleißig „beschauf“. Nochmals herzlichen Dank dafür und beste Heimatgrüße!

Zu kaufen gesucht: Heimatkunde der Stadt Grazen in allen drei Bänden. Angebote erbeten an Maximilian Kobasch, Wien, 3. Bez., Tuchgasse 18/30.

Sensen gegen Raubvögel. In Heft 8 des Kosmoshandweisers für Naturfreunde findet sich unter der Spitzmarke „Eine eigenartige Vogelheuche“ nachstehende Mitteilung:

„Wer das Allgäu durchwandert, findet oft bei einzelnen Bauernhöfen auf einem Baume eine Sense aufgestellt und wundert sich darüber, weil er deren Zweck nicht zu erkennen vermag. Doch soll diese Vorrichtung Raubvögel verschrecken. Mit Vorliebe werden alte, abgenutzte Sensen benützt. Die Bauern versichern auf das bestimmteste, daß sie vor dieser Maßnahme keine Hühner frei laufen lassen konnten, insbesondere daß alle Rüden von den Raubvögeln geholt worden seien, während sie jetzt, nach Anbringung der Sensen, keinerlei Verluste mehr zu beklagen haben.“

1. Besteht obiges Brauchtum im Waldviertel? Wenn ja, selten oder häufig?
2. Könnten diesbezüglich einige Orte angegeben werden, wo dasselbe geübt wird?
3. Sind es nur Sicheln, die auf den aufgestellten Stangen angebracht sind, oder sind es auch Sensen oder andere Gegenstände?
4. Welchem Zweck dient dieser Brauch? Wenn er wirklich dazu dienen soll, Raubvögel vom Hühnerstall abzuhalten, so ist nur nicht recht einleuchtend, daß verrostete Sicheln und Sensen, die weder durch ihren Glanz noch durch Form und Art der Aufmachung besonders auffallend sind, die erfahrenen und klugen Raubvögel hindern sollten, dem Federvieh der Bauern einen Besuch abzustatten. Oder knüpft sich an dieses Brauchtum ein Aberglaube?

Mitteilungen erbittet höflichst Dr. Franz Glajner, Ahenbrugg.

Geselligkeitsverein „D'Waldviertler G'mütlichkeit“.

Sitz: Wien, 7. Bez., Kirchberggasse 7, A. Grubauers Gasthaus.

Wir laden herzlichst alle Waldviertler in Wien ein zu:

Sonntag, den 18. September: Monatsversammlung mit Musik und heiteren Vorträgen im Restaurant Schorn, Wien, 6. Bez., Capistrangasse 12.

Sonntag, den 2. Oktober: 27. Erntefest. Zwei Musikkapellen, viele volkstümliche Belustigungen, Scherz und Freude. Ort: H. Stalehners Saallokaltäten, Wien, 17. Bez., Jörgerstraße.

Sonntag, den 23. Oktober: Heurigenpartie zur Weinlese nach Glaubendorf-Weßdorf-Heldenberg.

WALDVIERTLER BAUER, schütze dein Saatgut!

Beize dein Körndl



mit der

österreichischen Marke

SALVOCER-KREIDL

Naß- und Trockenbeize

KATAGEL-KREIDL

giftfrei.

Billigste Preise. — Sichere Wirkung. — Langjährig erprobt.



VEREINIGTE CHEMISCHE FABRIKEN
KREIDL, HELLER & CO.

Wien, XXI., Sebastian-Kohl-Gasse Nr. 3—9



Edelobstbäume aller Gattungen

sowie Hochstammrosen, Buschrosen,
Stachelbeer u. Ribisel in Hochstämmen
und Büschen, Spargelpflanzen und
Kugelbux usw. usw.

Preis und Sortenliste auf Verlangen!

Edelobstbaumschulen und Rosenkulturen

JOHANN WELLAN

Katzelsdorf b. Wr. Neustadt

Herren-,

Damen-,

Kinder-

Wäsche

Hans Haberl jun.

Waidhofen an der Thaya, Kirchenplatz

Städt. Haushaltungsschule Waidhofen a. d. Thaya

Einjährig, mit Öffentlichkeitsrecht. Für auswärtige Schülerinnen Internat mit Warmbad.
Freie Benützung der städtischen Bücherei.

Gelehrt wird: Bürgerliche und feine Küche (elektr. Küchenbetrieb), Weiß- und Kleider-
nähen. Hauswirtschaftliche Arbeitslehre. Tischdecken und Servieren. Garten- und Blumen-
pflege. Geschäftskunde. Unterrichtsprache. Staatsbürgerkunde. Volkswirtschaftslehre. Fach-
rechnen. Gesundheitslehre und Säuglingspflege. Ernährungslehre und Lebensmittelkunde.
Haushaltungskunde. Singen und Turnen.

Schulgeld: S 5.— monatlich. — Aufnahmebedingungen: Das vollendete
14. Lebensjahr, Taufschein und letztes Schulzeugnis. — Auskünfte erteilt jederzeit

Die Schulleitung, bzw. Stadtgemeinde.